

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Albert Reinhardt
Autor: Lang, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574226>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Albert Reinhardt, Winterthur.

Märchenidyll. Aquarell.

Albert Reinhardt.*)

Von Paul Lang, Zürich.

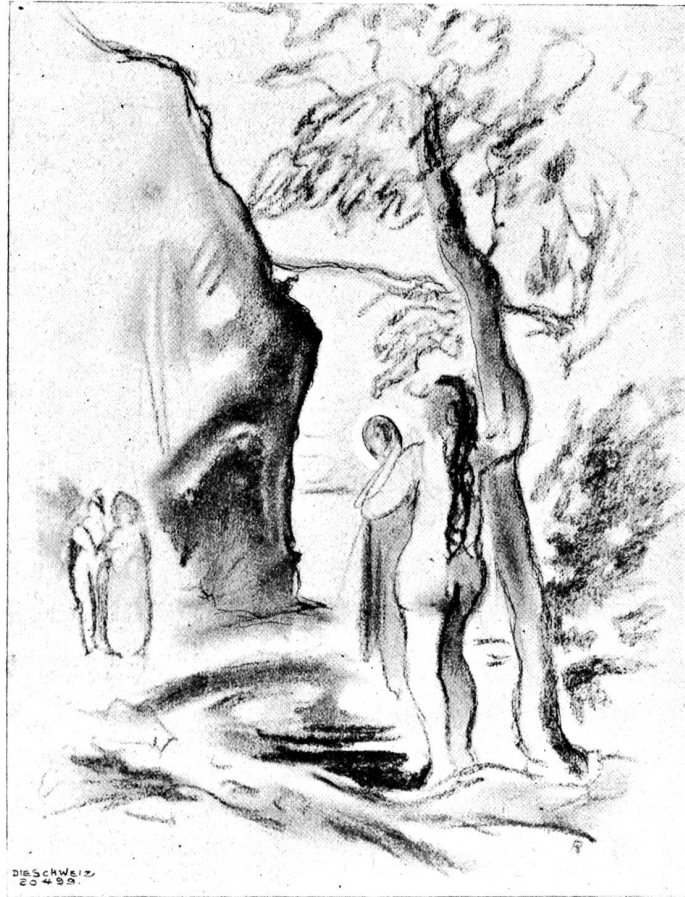
Er ist in Winterthur im Jahre 1894 geboren und dort aufgewachsen. Winterthur, das heißt: hohe, rußverbreitende Schloten, geschwärzte Wände und Mauern, harte Arbeit von Zehntausenden geschäftiger Hände bei lohenden Feuern und donnern-den Hämmern. So wuchs Reinhardt in einer Atmosphäre von grauem Werktag, im Industriegetriebe auf. Aber doch auch wieder auf dem Land. Denn das Haus seiner Eltern steht außerhalb des eigentlichen Winterthur, oben am Berg, nah bei beschaulichen Bäumen, dort, wo es einem wieder anfängt zu wohlten, wo die Stille der Landschaft beginnt. Und so ist Reinhardt beides geworden: ein Kind der Stadt und des Landes. Im regelmäßigen Rhythmus wirft ihn das Pendel seines Lebens aus einer dieser beiden Umgebungen in die andere, läßt ihn an beiden sich festsaugen, an beiden emporenwachsen ...

Er kommt vom Handwerk. Nach der Schule hat er den Lithographenberuf er-

lernt, so die gediegene technische Basis für sein ferneres Künstlertum legend. Wenn jeweilen die schlimmen Tage kommen, tut es ihm auch gar nichts, wieder als einfacher Zeichner sich auf eine Weile zu verdingen, wo man ihn grad brauchen kann. Er weiß: das ist die Zeit, in der das Größere wachsen und reifen darf. Vier Semester Kunstgewerbeschule in Zürich, während deren er Schüler von Ernst Würtenberger und E. Georg Ruegg war, ließen ihn das lernen, was die Schule zu geben imstande ist. Dann riß er sich los nach Genf. Dort kamen ihm zum ersten Mal Gemälde von Courbet, Corot und was Gallien sonst an hervorragenden Impressionisten der Rhonestadt schenkte, vor das Gesicht. In den Bann dieser Anschauungswelt geriet er mit Macht. An diesen Meistern sich langsam weitertastend, sucht er sich zum innersten Kern zu finden.

Die weiche Linie der Franzosen kam einem eigensten Drang seines Wesens entgegen. Kein Wunder, daß er seelisch aufjauchzte, als er mit ihnen zusammenstieß.

*) Mit einer Kunstbeilage und sechs Reproduktionen im Text.



Albert Reinhardt, Winterthur.

Badende. Lithographie.

Aber jetzt wird er sich der Gefahr bewußt. Es treibt ihn in den Norden, um Härte, Kraft, Haltung zu gewinnen, um an der Antithese sich emporzurängen zur Synthese.

* * *

Als weiche Natur steht Reinhardt in der Welt, als ein Idylliker, der sich behaglich am Kleinen und Kleinsten freut. Er entzieht sich gern den Kämpfen, den prinzipiellen Entscheidungen, dem sachlichen Tun und Treiben. Was ihn interessiert, sind künstlerische, malerische Eindrücke. Am wohlsten fühlt er sich in der Natur. Dort, wo er seine Jugend verbrachte, in der Einsamkeit nah dem Walde, dort möchte er eigentlich am liebsten immer

weilen. Im Grase liegen, den Käfern zuschauen, die Wolken fliehen sehen, als Märchen königlich vorstellen, auf ihnen fort zu reisen, weit, weit fort ...

Oder dann wieder überkommt ihn ein glückseliger, animalischer Tausmel, wenn er durch das reisende Land schreitet. Er spürt wie die Wesensgleichheit zwischen Pflanze, Tier und Mensch ihm in alle Poren dringt, er riecht den dampfenden Atem der Erde, die ihn Mutter dünkt, möchte sich an sie pressen, sie in heißem, überwältigendem Gefühl küssen.

In der Natur findet er sich, in Baum und Bach, in Käfer und Schmetterling, in der ganzen Unendlichkeit der Schöpfung.

Als er vor einigen Jahren eine geraume Zeit auf dem Rigi in tiefer Zweisamkeit verlebte, entstand ein entzückender Zyklus kleiner Aquarelle, auf denen der Mikrokosmos von Blumen, Schmetterlingen und all dem kleinen Gewürm und Gefäßer, den wir etwa belauschen können, wenn wir an einem stillen Sommertag im Grase liegen, in seltsamem, eindringlichem Leben dargestellt ist. Irgendwie finden Kämpfe statt, bewegen sich Blumen sehnsüchtig, strecken Arme und verzehren sich. Das kleinste Gräslein ist merkwürdig lebendig bewegt und durchfühlt.

Aber diese idyllische Zeit, deren Schöpfungen leise an Kreidolf gemahnen, obwohl von einer Beeinflussung nicht die Rede sein kann, wurde abgelöst durch eine

Zeit der künstlerischen Reife. Nun wurde das Leben der Stadt, der bewegte Frauenkörper, die Silhouette eines Gebäudes, das Spiel und Widerspiel von Schatten und Licht an Pflanzengruppen oder auf Rasenflächen stärkerer Aufmerksamkeit gewürdigt. Was bisher als etwas wenn nicht Feindliches, so doch Nebensächliches nicht innerer Anteilnahme wert geschätzt worden war, das Leben der Arbeiter, nun wurde es mit Aufmerksamkeit betrachtet. Im Frühjahr 1918 gab Reinhardt eine Folge von sechs Lithographien heraus, „Stätten der Arbeit“, deren Motive den Sulzerschen Werken entnommen sind. In Flammen und Rauch, in krasse Kontraste von ungeheuren Ketten, schweren Eisenflößen und abgehärmten Wangen führen sie uns. Aus vieren dieser sechs Zeichnungen lärmten Hämmer, glüht feuriges Erz, heben sich, schwer atmend, gerötete Männer- und Frauenfiguren, das fünfte stellt eine zur Arbeitsstelle gehende Frau dar, — das sechste einen beschaulich sein Brot verzehrenden alten Arbeiter! Inmitten der Stätte der äußersten Kraftanstrengung, inmitten der Welt gespanntester Bändigung, als welche doch wohl das Eisenwerk anzusehen ist, unterliegt der Künstler wohl zunächst der Macht der einstürmenden, nach Verlebendigung schreienden Eindrücke, auch wenn sie seinem innersten Wesen nicht sehr adaequat sind; aber zuletzt dringt doch siegreich die ihn beherrschende Grundstimmung durch: Selbst im Inferno findet er die Idylle!

Die weiche Technik, eine gewisse innerlich bedingte Sanftheit und Rundung des Strichs verwischt in diesen Blättern die dem Stoffe innewohnenden

Härten, läßt keine Bitterkeit oder Tendenz, aber auch keine Dämonie aufkommen; rein künstlerisch fesseln Helldunkelkontraste und Komposition.

Seither ist Reinhardt wieder weiter geschritten: aus dem Bereiche der Arbeit hinaus, zurück in die Natur, die er jetzt auch in der Stadt findet. Zehn Steinzeichnungen „Bern, erste Folge“, erdeutlichen dieses. Die Straße nach Muri, das Münster (S. 585), der botanische Garten, ein Fenster mit zwei herauslehrenden Mädchen (S. 586) — das sind einige Motive, die ihm Interesse abgewannen. Man möchte zwar fast sagen, seine



Albert Reinhardt, Winterthur.

Studie. Lithographie.

Pflanzen (Bäume und Sträucher im botanischen Garten und in der Straße nach Muri) drückten am stärksten Beseelung aus; aber mit großer Zärtlichkeit sind auch die Konturen seiner Frauen gezogen und neben diesem kündet sich ein neues Gebiet an: Die große Architektur. Das Münster, dem zwei Blätter gewidmet sind, hat ihn nicht mehr losgelassen. Er ist hin-

gegangen und hat sich wieder und wieder in die Geheimnisse und Schönheiten seiner Proportionen vertieft, und eines Tages wird aus seiner Hand ein Werk den Weg in die Öffentlichkeit gehen, mit dem er vom Berner Münster künden wird, was Rodin von den Kathedralen Frankreichs erwiesen hat: Die unglaubliche Tiefe und den Reichtum der Gotik.

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Martin Disteli. Der Mann von Welt oder der Grashüpfer. Neudruck der Heuschreckenfabrik. Herausgegeben von Dr. Jules Coulin. Mit 24 Bildern. Basel, Verlag Benno Schwabe & Co.

Martin Disteli, der geniale Oltnrer Karikaturist des vergangenen Jahrhunderts, stellte seine ganze Persönlichkeit in den Dienst einer politischen und kulturellen Ueberzeugung. Es war die Idee des in des Künstlers Jugendzeit um seine Anerkennung kämpfenden und in seinem Mannesalter siegreich werdenden Liberalismus. Nicht nur seine Person, auch seine feinste künstlerische Gestaltungsraft stand im Dienst dieser Ideenwelt. Wir dürfen ruhig sagen, daß der Meister dort, wo er mit seinen Werken in den Zeitkampf trat, meist die höchste künstlerische Vollendung, die ihm zu gewinnen beschieden war, erreichte, während er dort, wo er mehr „berufsmäßig“ malte, nicht die gleiche Höhe erklomm. Dabei war es aber nicht so sehr die politische Gegnerschaft an sich, die der Künstler aufs Korn nahm, als vielmehr die allgemeine menschlichen Schwächen. Er, der Ganze, konnte keine Halbheiten und keinen Schein dulden, noch weniger bei sogenannten politischen Freunden als bei Gegnern. Aber auch beim Gegner bekämpfte er weniger dessen politischen Prinzip als die menschlichen Unvollkommenheiten, mit denen es verfochten wurde.

Ein Satz aus dem Textteil der vorliegenden Publikation (S. 31) ist nicht nur für den Verfasser des Textes, sondern auch für den Künstler selbst charakteristisch: „Wenn gewöhnliche Kinder der Welt durch ihre Lebenserfahrung auf den Punkt gelangen, wo sie finden, daß alles eitel ist, so werden sie entweder verrückt oder vernünftig; sie bessern sich oder erschließen sich; der Mann von Welt aber macht Figur bis ans Ende seines Lebens.“

In seinem Grashüpfer hat denn auch Disteli und der ihm durchaus geistesverwandte Verfasser des Textes, Dr. Peter Felber, Redaktor des Distelkalenders und später Redaktor der „Neuen Zürcher Zeitung“, alle Schwächen, die das damalige Zeitalter besonders empfand, mit vernichtender Deutlichkeit gekennzeichnet und an den Pranger gestellt. Der „Mann von Welt“ ist der typische Konventionsanbeter ohne eigene Ueberzeugung, ohne Grundsätze, ohne Charakter. Aus adeligem Hause stammend, erhält er eine „sorgfältige gesellschaftliche Er-

ziehung“. Er lernt beizeiten den Wert der äußeren Umgangsform schätzen. Auf der Universität schließt er sich an eine politisch freisinnige Verbindung als Renommist und Randalstuch an, nimmt an allen „Verschwörungen“ teil, bis die Polizei eingreift. Er büßt dabei seine Erziehung nicht ein, da er im Grunde in dieser Beziehung nichts zu verlieren hat. Der anstiftende Professor — Anspielung auf Follen?! — flüchtet sich bei der Burschenbege in die Schweiz. Grashüpfer aber öffnet sich durch Denunziationen den Weg in die Hofamarilla und nimmt in den nun folgenden, im Grunde harmlosen politischen Putzchen als Offizier der „Regierungsstruppen“ Anteil. Obwohl er dabei eher eine komische als eine heldenhafte Rolle spielt, wird er doch dekoriert und macht auf diese Weise eine standesgemäße Partie. Nach der ebenso standesgemäßen Scheidung spielt er mit „Eleganz“ den Lebemann, bis er als ausgebrannter Vulkan zur Ueberzeugung kommt, die Welt sei eitel und sich im Kloster der Humeln als „Büßer“ einfindet. Auch dort macht er mit seiner Nichtigkeit viel Lärm. Die mit der Welt zufriedene Harmonie gottfroher Menschen, die im Kloster vorherrscht, verwandelt Grashüpfer in Fanatismus der „Bußhaftigkeit“, bis er schließlich an drei Fakultäten, der theologischen, der medizinischen und der juristischen stirbt.

Im ganzen Zyklus werden Hohlheit und Phrasenhaftigkeit, äußerer Schein, politisches Spiegeleswesen und politische Schlittschuhläuferei, Grundsatzlosigkeit und Hofgängerei, Feigheit und Protektionswirtschaft, Sittenlosigkeit und Heuchelei, wie Fanatismus und gepielte Religiosität scharf gezeichnet und in ihrer eigenen Verworfenheit, ohne Zuhilfenahme einer moralischen Phrasensauce und Gemeinplätze gerichtet. Zeitgeschichtliche Anspielungen fehlen nicht. Politische „Befehrungen“ fanden damals viele statt; man braucht nur an einen Siegwart-Müller zu erinnern. Die ganze Metternichsche Spiegelei, mit der Siegwarts Farbenwechsel in Beziehung steht, hatte Disteli erlebt; stand er doch seit seiner Jeneser Burschenzeit mitten in diesen Kämpfen drin. Auch die Putzchen mit kleinen und großen Gefechten kannte der Meister aus eigener Anschauung. Wenn wir die „Hofsitten“ karikiert finden, erinnern wir uns, daß Disteli in Jena die Universität hatte verlassen müssen, weil er auf den „Verleumdeter Goethe“ als den Vertreter des „Indifferentis-